
Hedwig Ortmann

Geben ist seliger als Nehmen

Über die Schwierigkeiten,
in einer patriarchalen Gesellschaft
das Leben mit Kindern zu
behaupten

Die folgenden Gedanken entstanden im Zusammenhang mit Diskussionen in einer Gruppe von Müttern, die alle wissenschaftlich arbeiten. Diese Gruppe wollte Muttersein nicht immer nur als Begrenzung des eigenen Lebens und Behinderung der wissenschaftlichen Arbeit verstehen, sondern es als eine spezifische Möglichkeit des Frauseins mit einer eigenen Bedeutung für weibliches Denken begreifen. Aus diesem Bedürfnis heraus entstanden immer neue Versuche, das eigene Bewußtsein von Vorstellungen und Werten zu entrümpeln, die auf dem Wege unserer langen Frauen- und Müttersozialisation unser Denken beschlagnahmt hatten. Wir gerieten dabei nicht nur in Widerspruch zu traditionellen ideologischen Losungen, mit denen Frauen schon über viele Generationen gegängelt und genötigt wurden. Es brachte uns auch in Widerspruch zu einem fortschrittlichen Teil unseres Selbst, der sich schon aus alten Zwängen gelöst und damit befreit glaubte. Unser erreichter Fortschritt im Denken entpuppte sich nicht selten als nur zwanghafte Reaktion auf Mißbilligtes: eine Negation, die nur Denkkakt blieb und die im Gegensatz zu Fühlen und Denken des Alltags stand.

Es tauchte immer wieder eine Sorge auf: Ansichten, die gruppenintern gebilligt wurden, sollten besser nicht nach außen dringen. Das „So etwas würde ich nie in der Öffentlichkeit sagen, da würde ich ja sofort in die falsche Ecke gestellt“ war integrierender Bestandteil unserer Diskussion. Ich werde im folgenden den Gang meiner eigenen Reflexionen durch das Gestrüpp von Einsichten, Geboten, Erfahrungen und Verwirrungen so nachzuzeichnen versuchen, wie er sich für mich persönlich als eine mühsame biografische Unternehmung dargestellt hat. An seinem Ende stand die Erlösung vom schlechten Gewissen und die Gewißheit, daß da ein Weg zu finden sei, Muttersein zu leben.

1. Alltagsgeschichten mit Alltagsgedanken

Ich bin sicher, daß niemand meinem kleinen Sohn gegenüber jemals etwas davon gesagt hat, daß Geben seliger als Nehmen sei. Was sollte es auch? Was sollte ein so kleines Kind mit solch einem Spruch anfangen? Später, wenn aus dem kleinen Kind ein Schulkind geworden ist, wird mit solchen Sätzen „Moral“ gelehrt. Denn Schulkinder haben insbesondere aus den Tatsachen ihrer Umwelt schon gelernt, daß sie *festhalten* müssen, daß sie *mehr* als andere *haben* müssen, daß sie um den *besten* Platz, das *größte* Lob, die *meiste* Zuwendung, die *beste* Note besorgt sein müssen. Sie haben auch gelernt, daß sie nur auf Anforderung etwas hergeben oder gegen Belohnung oder auch, um zu bestechen. In so einem Zusammenhang bin ich wohl selber als Kind mit dieser Behauptung konfrontiert worden. Kinder! Merkt euch: Geben ist seliger als Nehmen! Der Merksatz sollte mir und anderen Kindern den Spaß am Hergeben moralisch abnötigen. Ich bezweifle, daß es ihm gelungen ist. Meist haben wir die Losung gegeneinander gebraucht, um einem Freund oder einer Freundin etwas abzuschwatzen.

Nun spiele ich mit meinem kleinen Sohn. Er findet ein Bonbon. Er kommt und läßt mich abbeißen. Ich habe keinen Appetit auf Bonbons, merke an seinem gespannt freudigen Gesichtchen, daß er mich teilhaben lassen möchte an einem der höchsten Genüsse seines noch jungen Lebens. Also beiße ich eine kleine Ecke ab, sage: hmmm! und sehe, wie die Freude sich in seinen Augen spiegelt und er vor Vergnügen tanzt. Dann erst schiebt er das restliche Stückchen des Bonbons in seinen Mund. Er verschafft sich eine überwältigende Freude in dem Genuß seiner Kraft, die sich im Akt des Hergebens äußert. Die Befriedigung des Appetits durch das Essen einer Süßigkeit rangiert an zweiter Stelle. Vorher kostet er noch eine Zauberei aus: Ich kann andere Menschen vergnügt und voller Freude machen. Ich erfahre meine eigene Kraft und meine eigene Freude in ihnen.

Meine Tochter – schon ein Schulkind – hat lange blonde Haare, und ich finde es schön, wenn sie hübsche Kleider trägt. Nichts Ausgefallenes, oder vielleicht doch! Am wichtigsten sind die Farben: leuchtende schöne klare Farben, die diesem Kindergesicht so schön stehen. Und Kleider, die herumwehen, die Anmut ihrer Bewegungen unterstützen. . . . Es ist wahr, beim Kauf der Kinderkleidung bin ich nicht so vorsichtig und pragmatisch wie beim Kauf meiner eigenen Kleidung. Als die Dreijährige mich vor Jahren zu einem großen, roten, bunt bedruckten und teuren Kaschmirschal überredete, habe ich einfach nachgegeben. Für mich selber hätte ich ihn nicht gekauft; er wäre mir zu teuer erschienen. So ist es geblieben. Sie kann mich leicht überreden. Was ist das? Habe ich auch diese Tendenz zu verwöhnender Nachgiebigkeit? Fühlte ich mich nicht erhaben über jene Frauen, die ihre Babies herausputzen und mit aufgedonnerten Kinderwagenkutschen durch die Gegend fahren? Ich habe doch bisher auf Äußerlichkeiten keinen Wert gelegt, Kinder-sachen von Freunden und Verwandten übernommen, andere alt gekauft. Und doch habe ich beim Anziehen der Kinder einige Lieblingsstücke vorgezogen, die allzu verwaschenen in die hinterste Ecke des Schrankes verbannt. Ich habe das Ausstaffieren unauffälliger betrieben und im „understatement“, aber doch deutlich einem Bedürfnis folgend, den geliebten kleinen Menschen geschmückt zu sehen.

Was meine eigene Kleidung betrifft, lege ich Wert auf Nützlichkeit. In meiner Kindheit und Jugend hätte ich gern schöne Kleider gehabt, aber für ein Arbeiterkind in der Nachkriegszeit gab es immer nur etwas irgendwie Zusammengenähtes, manchmal wurde es auch hübsch. Alles war nur auf die Zwecke des Warmhaltens und der Haltbarkeit gerichtet. Vielleicht auch war meine Kleidung viel phantasievoller, als ich sie in Erinnerung habe. Jedenfalls galt sie damals als ärmlich im Vergleich zu den Sachen, die die Töchter der aufstrebenden Mittelschicht sich schon bald nach der Währungsreform leisten konnten . . .

Und jetzt? Bin ich eine Mutter geworden, die alles für ihre Kinder opfert und nicht an sich selber denkt? Eine Mutter, die ihr Selbstwertgefühl aus ihren Kindern ableitet, weil sie selber keines hat?

Nein, ich opfere ihnen nichts, sondern ich enthalte ihnen etwas vor. Ich genieße ihre Anmut und möchte meinen Genuß noch steigern durch schmückende Kleidungsstücke. Aber was spiegele ich ihnen zurück? Wollen sie nicht auch eine in ihrer äußeren Erscheinung liebenswerte Mutter haben? Ist es nicht auch ein Ausdruck der Liebe, sich selber zu schmücken und damit den anderen den Genuß der Erscheinung zu ermöglichen? – Auf dem nächsten Kindergeburtstag werde ich ein langes Kleid tragen! Ich weiß, daß die Kinder das an mir gönnen.

Seit die Kinder da sind, kehrt meine fast vergessene Kindheit zu mir zurück. Die Kinder geben mir eine neue Möglichkeit, ein Bewußtsein meiner selbst zu erlangen. Indem ich mir meiner Kindheit bewußt werde, lerne ich die Bahnen sehen, in denen sich mein Leben bewegt. Und ich lerne, meine jetzigen Ziele auf ihre Ursprünge hin zu verfolgen. Die Ideen von Liebe und Güte sind keine Fiktionen. In der kindlichen Welt müssen Geben und Nehmen nicht auseinanderfallen. Wie lange kann es so bleiben, daß die Kinder die Seligkeit genießen können, die sie bei anderen auslösen? Und wieviel davon ist bei mir geblieben und wo?

Wer gibt? Wer nimmt? Wo es noch kein Mißtrauen in die Liebesfähigkeit der Menschen gibt, sind diese Fragen unbedeutend. Aber unaufhörlich schiebt sich die „Realität“ in das Leben der Kinder. Sie werden sozialisiert und lernen so, was Sache ist in der Welt der Erwachsenen. Sie lernen, Anerkennung und Bestätigung auf die Weise zu suchen, die die Erwachsenen sie lehren.

Auch in meiner Sozialisation ging es darum, das Kalkulieren und Berechnen zu lernen; und daß Liebe nur ein schönes Gefühl für einige wenige Stunden des Lebens sei; und daß die Menschen eine Moral brauchen, damit sie einander nicht Schlimmes antun. Ich lernte, daß Moral und Natur des Menschen Gegensätze seien und daß es ständiger harter Arbeit bedürfe, um die eigene Natur unter Kontrolle zu halten. In diesem Zusammenhang lernte ich Sprüche wie „Geben ist seliger als Nehmen“ kennen. Und ich lernte auch, daß sie von Mädchen als den zukünftigen Müttern strikter zu befolgen seien als von Jungen. Denn die Mütter sind zuständig fürs Hüten, Verzichten, Sorgen . . . Damit nicht genug. Ich lernte, daß das Leben selbst noch für weitere Verwirrung sorgt. Die Erwachsenen, soweit sie ihre normalen Geschäfte des Alltags besorgten, kümmerten sich gar nicht um die Moral. Ihr tatsächliches Handeln orientierte sich insgeheim an der entgegengesetzten Aussage: „Nehmen ist seliger als Geben!“

2. Gegen-Sätze I

Kinder, nehmt so viel Ihr könnt! Rafft zusammen, was da ist. Wer weiß, ob später noch etwas da ist. Genießt Euer Leben, das kann Euch dann wenigstens niemand mehr wegnehmen. Nutzt Eure Chancen, denn das Leben ist bald vorbei. – Das schienen die Erwachsenen sagen zu wollen, als sie nach dem großen Krieg wieder anfangen, ihr Leben zu gestalten . . .

Kinder, strengt Euch an, dann werdet Ihr es zu etwas bringen. Wer gute Leistung erbringt, der wird gut entlohnt. Vergeudet Eure Kraft nicht mit Nebensächlichkeiten. Achtet darauf, daß Ihr nicht zu kurz kommt. – Das sagten später Erzieher, die es gut mit der Jugend meinten und die selber für den langersehten Wohlstand arbeiteten . . .

Kinder, Ihr habt jetzt alles, wovon wir nur zu träumen wagten. Ihr seht, es ist gut, so zu leben wie wir, denn dann könnt auch Ihr Euch etwas leisten. – Das schienen die Älte-

ren den Jüngeren mit auf den Weg geben zu wollen, wenn sie die Dankbarkeit für ihr mühevolltes Leben vermißten . . .

Frauen! Auch Eure Arbeitskraft wird jetzt in der Wirtschaft gebraucht. Auch Ihr müßt das Organisieren lernen. Wir lassen Euch teilhaben an dem Wirtschaftswunder, das wir geschaffen haben. Ihr könnt Euch Euren Anteil an den Reichtümern dieser Welt verdienen. Das sagten alle, die ihr Augenmerk stets auf Arbeitskräftereserven richteten, als Hochkonjunktur war.

Also lernte ich auch: Nehmen ist seliger als Geben!

3. Getrübte Verhältnisse

Wenn Mütter miteinander reden, sagen sie nicht mehr, daß sie ihre Kinder lieben. Das wäre zu pathetisch, nach allem, was historisch passiert ist. Sie sagen auch nicht, daß sie sich an ihren Kindern freuen, daß sie sie wohlgeraten finden. Das wäre ja fast ein Eingeständnis von Zufriedenheit. „Ich bin keine gute Mutter“, sagen wir zueinander, um nicht das Risiko des Entlarvtwerdens einzugehen.

Wenn aufgeklärte Mütter und Nichtmütter miteinander reden, sparen sie besser das Thema Kinder und Muttersein aus. Zu schnell entbrennt ein Streit, der sich nicht mehr schlichten läßt, weil der Streit um nicht mehr und nicht weniger als um ganze Lebensentwürfe mit nicht revidierbaren Entscheidungen, beladen mit Hoffnungen und Ängsten geht.

Ich bemühe mich um Verständnis nach allen Seiten, aber dann wieder breche ich das Stillhalteabkommen: Ich will nicht als Mutter eine gesellschaftliche Unperson sein. Ich will mich auch nicht in einer Müttergruppe versteckt halten, wo wir erstmalig das auszusprechen wagen, was in der Frauenöffentlichkeit tabuisiert wird. Ich will nicht immer mit denselben Vorwürfen konfrontiert werden, die sich in den Vokabeln Konservatismus, Biologismus, Faschismus, Irrationalismus ausdrücken.

Manchmal werde ich wütend über die Verhältnisse, die mir keine Klarheit über meinen gesellschaftlichen Ort als Mutter gewähren. Ich denke dann: Mütter sind die Hexen des technischen Zeitalters und des entfalteten Kapitalismus. Die Hexenverfolgungen finden in heimlicher Zersetzungsarbeit statt. Sie zerstückeln nicht den Leib, sondern das Bewußtsein. Sie vernichten nicht das physische, sondern das geistige Leben. Ihre Flammen sind flammendes Mißtrauen. Die so verfolgten Mütter werden dann selber Agentinnen eines Systems, das die Menschen in allen ihren Lebensäußerungen *unter das ökonomische Kalkül zwingt*.

Habe ich nicht zu denken gelernt: Was kostet ein Kind? Kann ich mir ein Kind leisten? Welche „Verzichtsleistungen“ habe ich zu erbringen, wenn ich Kinder habe? Ich will mich nicht ein Leben lang aufopfern und eigene Bedürfnisse zurückstecken, nur weil die Gesellschaft Nachwuchs haben will! Ich will *mein* Leben auskosten und nicht schon wieder Verantwortung für andere haben müssen!

Waren es nicht gute Freundinnen, die mir rieten: Ein Kind noch in Deinem Alter? Das wäre leichtsinnig. Weißt Du nicht, wie risikoreich das ist? Und wie willst Du das denn hinkriegen bei der guten beruflichen Position, die Du erreicht hast/bei dem schönen Geld, das Du zur Zeit verdienen kannst/bei den vielen Schulden für das Haus, die nur durch ein hohes Einkommen gedeckt werden können/bei Deinen vielen Aktivitäten, die Dir Freiheit und Anerkennung verschaffen. All das kannst Du Dir mit einem Kind nicht mehr leisten.

Kinder erscheinen so als die Behinderung der (Eigen)Liebe und der Selbstbejahung. Sie sind eine Last und verlangen Opfer. Muß also die Befreiung der Frau nicht in erster

Linie als Befreiung von Kindern gedacht werden? Legt es diese Gesellschaft nicht unausweichlich fest, was als Befreiung gilt?

Um den Fängen eines Systems zu entkommen, das ich als kapitalistisches System zu analysieren gelernt habe, kehre ich auch zu den alten Texten zurück, die mir einst die Augen geöffnet haben über das Wesen der gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen ich lebe:

„Jeder Mensch spekuliert darauf, dem anderen ein neues Bedürfnis zu schaffen, um ihn zu einem neuen Opfer zu zwingen, um ihn in eine neue Abhängigkeit zu versetzen und ihn zu einer neuen Weise des Genusses und damit des ökonomischen Ruins zu verleiten. Jeder sucht, eine fremde Wesenskraft über den anderen zu schaffen und darin die Befriedigung seines eigennützigen Bedürfnisses zu finden. Mit der Masse der Gegenstände wächst daher das Reich der fremden Wesen, denen der Mensch unterjocht ist, und jedes neue Produkt ist eine neue Potenz des wechselseitigen Betrugs und der wechselseitigen Ausplünderung.“¹

In den Fängen dieser Ökonomie ist das Nehmen die einzige Chance der Bedürfnisbefriedigung. Jeder, der etwas anderes sagt, macht sich lächerlich.

4. Mütterlichkeit und Nationalökonomie

Eine Zeitlang schien das Fundament der Verhältnisse dieser nach den Prinzipien kapitalistischer Ökonomie organisierten Gesellschaft tragfähig und sicher zu sein. Als Garant dieser Sicherheit erschien die Funktionsteilung zwischen Männern und Frauen. Die harte Seite der Ökonomie, die Seite des (Ein-)Nehmens, des Aneignens, der Beherrschung, der Bearbeitung etc. für den Mann und die weiche Seite einer undeutlichen, privaten, fast außerirdischen „Ökologie“, die Seite der Liebe und des Gebens (Hingabe, Aufopferung, Dienstbereitschaft) für die Frau. In der Innenwelt der Familie soll durch die Frau eben das außer Kraft gesetzt werden, was die harte ökonomische Realität, die Welt des Schacherns und Einsparens, das Draußen der Männer erzwingt. Denn die Welt der Ökonomie allein ist nicht geeignet, den Menschen den Spaß am Leben zu erhalten:

„Die Nationalökonomie, diese Wissenschaft des Reichtums, ist daher zugleich die Wissenschaft des Entsagens, des Darbens, der Ersparung, und sie kommt wirklich dazu, dem Menschen sogar das Bedürfnis der reinen Luft oder physischen Bewegung zu ersparen“².

Draußen regiert die Nationalökonomie nach dem Prinzip der Sparsamkeit, die Grenzen setzt, drinnen die grenzenlose Liebe, die den Blick auf den Pfennig nicht kennt. Und so schafft die Frau durch uneigennütziges Handeln, endloses Vertrauen und aufopferungsvolle Fürsorge den Ausgleich. Oder besser: Es ist ihre Funktion, ihre Aufgabe, ihre Pflicht, aus der allein sie ihre Existenzberechtigung ziehen kann. So jedenfalls war es die Vorstellung derjenigen, die aktiv und ideologisch zur Errichtung und Ausgestaltung dieser Gesellschaft beitrugen.

Aber eine erzwungene Gegenwelt bleibt eine zwanghafte Welt. Wo Liebe aus Pflicht „verrichtet“ wird, verkehrt sie sich in ihr Gegenteil. Als Liebesvermögen der Frau wird sie in gleicher Weise warenförmig wie das Arbeitsvermögen des Mannes. Und als Ware unterliegt sie den ökonomischen Motiven der Macht- und Besitzgier. Liebe ist Teil einer *Gefühlsarbeit*. Mutterliebe kennzeichnet die Arbeit der Frau am Objekt Kind. Die Geschichte der bürgerlichen Familie und ihrer Produkte bis hin zum Faschismus zeigt, zu welchen prekären Ergebnissen dieses Modell der zwei Welten führte.

Doch immer bricht sich auch ein Widerstand der Subjekte gegen schlechte Verhältnisse und unterdrückende Ideologien Bahn. Heute sind wir Frauen in der Lage, an unseren Müttern die verheerenden Konsequenzen dieser Pflichtliebe zu erkennen, weil wir uns selber als Geschädigte der heimlichen Besitzgier unserer Mütter begreifen können. Wir haben einen Besitzanspruch kennengelernt, der sich als Liebe ausgibt. Das macht unsere Angst aus, uns heute auf Liebe, gar auf Mutterliebe noch einmal einzulassen. Bei uns verfangen nicht mehr solche Losungen wie „Geben ist seliger als Nehmen“, die doch nur denjenigen das Geben schmackhaft machen sollen, die selber leer ausgehen.

Aber mit welchen Begriffen sollen wir uns noch verständigen? Sollen wir von unserem Bedürfnis zu lieben reden? Der Begriff Liebe ist heute peinlich geworden, gilt als Lug- und Trugbegriff durchschaut. In der perversierten Form einer *Pflicht* zur Mutterliebe, *Pflicht* zur Gattenliebe, *Pflicht* zur Nächstenliebe, *Pflicht* zur Liebe des Vaters und des Vaterlandes wird sie vor allem von Frauen und Kindern erzwungen. Scheinheilig heißt es dann: „Geben ist seliger als Nehmen“, wo doch der Augenschein überzeugen kann, daß es umgekehrt ist.

In perversierten Verhältnissen werden gerade die menschlichsten Bedürfnisse nach Liebe und Hingabe zu Schwachstellen von Ausbeutung und Manipulation. Obwohl die Herrschaft der ökonomischen Regulationsprinzipien offensichtlich ist, erzwingt die Moral den Schein der Anerkennung jener Gegenwelt, in der die Ökonomie angeblich nicht gilt. Insofern ist die Moral der Ausdruck von doppelter Perversion und Entfremdung: Sie setzt das Mißtrauen zwischen den Menschen und seine durch die Ökonomie hervorgerufenen Bedürfnisse nach Haben, Knapphalten, Festhalten, Verwerten etc. Und sie setzt das schlechte Gewissen zwischen diese entfremdeten Bedürfnisse und den „guten“ Menschen. Der „gute“ Mensch erscheint als Schöpfung einer außerirdischen Instanz; die Vorstellung von seiner Existenz ist gut zur Erbauung in schönen Stunden. Die Erkenntnis, daß Güte und Liebe nicht außerirdische Tugenden vom Himmel sind, sondern menschliche Bedürfnisse, die durch die Ökonomie vernichtet werden, gilt es durch Moral und Religion zu verhindern. Denn diese Erkenntnis wäre geeignet, die Fesseln der Ökonomie zu sprengen.

Doch halt! Sind die Fesseln nicht längst gesprengt? Die Kritik an der Liebespflicht, mit der sich unsere Urgroßmütter, Großmütter und Mütter für die wechselnden Belange der nationalen Ökonomie in Dienst nehmen ließen, ist heute schon praktisch geworden. Die Töchter der Generation nach dem Nazireich haben entschieden, nicht und auf keinen Fall so zu werden wie die Mütter. Die Gefängnisse der Pflichtliebe sind aufgesprengt.

5. Alte und neue Anweisungen

Von den *alten Kanzeln* kamen die Losungen, die Liebe zur Pflicht und Mutterliebe zu einer Funktion des schlechten Gewissens machten. Das klang dann so: Frauen und Mütter! Giert nicht nach irdischen Gütern und nach der Befriedigung irdischer Bedürfnisse. Euer Leben sei Aufopferung im Namen Gottes. Liebt Eure Gatten, Eure Kinder und Eure Nächsten. Seid nicht egoistisch, denkt an Euch selber zuletzt. Verzichtet, opfert, gebt Euch hin, und schickt Eure Söhne in den Kampf fürs Vaterland, erwartet selber nichts . . . Seid als Mütter die Werkzeuge Gottes (und des Staates). Was könnt Ihr darüber hinaus noch wollen!

Die Predigt von den *neuen Kanzeln* klingt anders: Frauen! Tretet aus dem Ghetto Eurer drei K's heraus. Entdeckt, daß Ihr zu Besserem berufen seid. Adam entdeckte, daß er sein kann wie Gott. Ihr müßt entdecken, daß Ihr sein könnt wie Adam. Auch Ihr könnt

wie Adam. Auch Ihr könnt alles über Bord werfen, was Euch daran hindert, frei zu sein für die volle Integration in die kapitalistische Ökonomie, frei zu jeglicher Form von Arbeit. Dann könnt Ihr mit Adam gemeinsame Sache im Aus- und Umbau dieser Welt, in der Vermehrung der Besitztümer machen. Laßt Euch Eure Fähigkeiten gut versilbern. Gebt nicht leichtfertig Eurem Kinderwunsch nach: Fragt erst, was Kinder kosten und was sie Euch einbringen. Laßt Euch zu keinem Verzicht verführen, sondern schafft, damit Ihr fleißig wieder verbrauchen könnt. Frauen, Ihr seid Teil dieser Gesellschaft. Ihr könnt all die Segnungen dieses Systems genießen, wenn Ihr nur gut mitmacht. Denn die Ökonomie braucht die frischen Hoffnungen und Illusionen der Frau, daß die Freiheit in der Bedürfnislosigkeit bestehe, im Freisein gerade von den menschlichsten Bedürfnissen . . .

Zwischen diesen Kanzeln werden diejenigen, die doch schon Mütter sind, kleinlaut: Dem Einfluß der alten Kanzel entronnen, wissen sie nicht, wem sie sich noch anvertrauen können. Daß sie ihre Kinder trotz allem lieben, dürfen sie nicht mehr sagen. Unter den neuen Kanzeln haben sie Angst: Denn sie werden entweder für dumm oder für arrogant gehalten. Wenn sie sich unter *diesen* Bedingungen auch noch solch einen Luxus (Kinder!) glauben leisten zu müssen, dann sollten sie sich nicht noch beschweren. Daß sie die Möglichkeit suchen, sich und ihre Kinder besser lieben zu können, glaubt ihnen niemand.

Wer steht auf den neuen Kanzeln? Zum Beispiel das Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft³. Es hat sich als aktuelles Ziel seiner Politik vorgenommen, die Frauen weitgehend von ihren tradierten Rollenfixierungen zu befreien und ihnen die gleichen Chancen wie dem Mann im System beruflicher Arbeit einzuräumen. Denn:

„Ein rohstoffarmes Industrieland wie die Bundesrepublik ist heute und in Zukunft noch mehr auf die Entwicklung der Qualifikationen der Erwerbstätigen angewiesen. Der rasche technologische Wandel . . . verlangt die ständige Entfaltung und Weiterentwicklung der menschlichen Fähigkeiten, Begabungen und Talente“⁴.

Die Priester der Religion des wirtschaftlichen Wachstums und des individuellen beruflichen Weiterkommens helfen den Frauen, sich den neuen gesellschaftlichen Aufgaben zu stellen. Es soll sich ändern – sagen sie –, daß Frauen aufgrund der „Diskontinuität ihres Erwerbslebens“ keine beruflichen Aufstiegschancen haben. Wenn nur die Frauen mitspielen und die geforderten Anstrengungen, Umorientierungen, Umschulungen etc. erbringen, sagen sie.

„Schon in der Schule, und dies möglichst frühzeitig, sollten Mädchen beraten, ermuntert und unterstützt werden, sich auch für Berufe, die heute noch außerhalb des für Frauen gängigen Spektrums liegen, zu entscheiden“⁵.

Und ein kleiner Preis ist natürlich zu zahlen. Das liegt im Wesen all derjenigen Religionen, die den Frauen etwas schmackhaft machen wollen, was sie nicht von sich aus wollen: Sich bitte schnell zur freien, d.h. dem Arbeitsmarkt und der betrieblichen Nutzung frei und ungehindert verfügbaren Lohnarbeiterin zu emanzipieren.

„Der Kampf . . . der Frauen um ihre Emanzipation (. . .) geht objektiv in die Richtung der sozialen Entwicklung des Kapitalismus, der niemals aufgehört hat, freie Arbeiter durch den fortschreitenden Abbau der Vorrechte der Hausgemeinschaft, des Patriarchats, dann des Vaters (und heute der Mutter) zu rekrutieren, indem er die Abhängigen immer frühzeitiger in die Emanzipation entläßt, um sie desto schneller den Lohnherren auszuliefern. Diese, von der Bourgeoisie der fortgeschrittenen Länder unterstützte Emanzipation liegt in der Logik der historischen Entwicklung des Kapitalismus und gereicht ihm, weit entfernt, ihm zuwiderzulaufen, unmittelbar zum Vorteil“⁶.

Aber was ist zu tun, wenn unsere Emanzipation Teil eines Fortschritts ist, der in die falsche Richtung führt, unserer Abhängigkeit nur eine neue Form gibt und unsere Träume vollends zu zerstören droht?

Die Ängste der Konservativen bewirken schon, daß eine „Rückbesinnung“ auf die Werte der Familie stattfindet. Die alte Ordnung soll wieder hergestellt werden. Bei den linken Kritikern dieser Gesellschaft zeigt sich dagegen eher Ratlosigkeit angesichts einer möglichen Entwicklung, in der die kapitalistische Rationalität auch diejenigen Bereiche durchdringt, die durch ihre Privatheit ausgegrenzt blieben. Die vollkommen unabhängig gewordenen Menschen erscheinen in ihren Analysen noch direkter ausbeutbar und verführbar. Mit dem Verschwinden der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung dringen staatliche und privatwirtschaftlich organisierte Institutionen so in die bislang noch als privat geltenden Winkel des menschlichen Lebens ein, daß Unfreiheit und Ohnmacht der einzelnen grenzenlos werden:

„Sie verwalten Geburt, Krankheit, Tod, Gefühle. So bedroht, erscheint die Familie aufgrund der wenigen affektiven Beziehungen, die sie noch bewahrt, allmählich als eine der letzten Bastionen der individuellen Freiheit“⁷.

So ist es nicht nur die Fortschrittsangst der Konservativen, die sich die Schrecken eines Fortschritts ausmalt, in der die affektiven Beziehungen der Menschen aufgelöst sind und an die Stelle der Liebe die Barbarei der Rentabilität getreten ist⁸. Ist die Macht des Kapitalismus und seines menschenzerstörenden Fortschritts nicht zu brechen? Die Skepsis auch der engagiertesten Gesellschaftstheoretiker legt nahe, daß die „alteuropäische Menschenwürde“⁹ so oder so nicht mehr zu retten sei. Allerdings gebe es prinzipiell immer noch die Möglichkeit der Parteilichkeit für die Vernunft, die den Kampf gegen die Zerstörung aufnehmen kann: da, wo „sich Alternativen *innerhalb* einer bereits eingewöhnten und geteilten kommunikativen Lebensform stellen“¹⁰.

Machen wir Mütter die Probe aufs Exempel. An unseren Kindern erleben wir, wie und wo Menschenfeindlichkeit wirksam wird. Entlarven wir den Fortschritt, der in neuer und neuester Form uns niederzuhalten versucht. Die Geschichte der Kinderfeindlichkeit ist auch unsere Geschichte: in der Erziehung findet die spezifische Enteignung der Mütter statt.

6. Kinder und der Neid des Mannes: die notwendige Erfindung der Erziehung

„Was nun den Eigensinn betrifft, so äußert sich derselbe als ein natürliches Mittel gleich in der ersten Kindheit, sobald die Kinder ihr Verlangen nach etwas durch Gebärden zu verstehen geben können. Sie sehen etwas, was sie gern haben möchten; sie können es nicht bekommen, sie erbosen sich darüber, schreien und schlagen um sich . . . Das sind gefährliche Unarten, welche die ganze Erziehung hindern und nichts Gutes bei den Kindern aufkommen lassen . . .“ (1748)¹¹.

Der Mann, nicht das Kind ist Herr der Familie. Er braucht sie zu *seinem* Ausgleich, zur Befriedigung *seiner* Bedürfnisse. Das gilt besonders für die bürgerliche Familie. Was aber bringt die Frau ins Haus? Rivalen, die dem Mann die pflichtgemäße Liebe der Frau zu schmälern trachten. Mit Wachsamkeit und Schlaueit muß der Mann schon früh verhindern, daß Frau und Kinder sich gegen ihn verbünden und das Leben ohne ihn, gar auf seine Kosten, genießen. Er sorgt dafür, daß „erzogen“ wird.

„Im Familienkreis vertreten schwache Mütter meistens das philanthropische Prinzip, während der Vater mit kurzem Wesen unbedingten Gehorsam fordert. Dafür wird die Mutter auch am meisten von ihren Kleinen tyrannisiert, darum gilt dem Vater die meiste Ehrfurcht, und deshalb ist dieser das Haupt des Ganzen, dessen Geist von ihm seine Richtung erhält“ (1852)¹².

Die widerspenstigen Produkte der Frau, die Kinder, sind so ganz anders als seine eigenen Produkte: eigenwillig und eigensinnig ziehen sie die Frauen in ihren Bann, machen auch sie ungefügig. Aber, so lautet die geniale Erklärung eines der großen Väter des „alteuropäischen Menschengesteins“, die Kinder sind von Natur aus eifersüchtig, insbesondere auch auf den Vater:

„In erster Linie ist hier (im Liebesleben der Kinder; H.O.) die Eifersucht auf andere Personen zu nennen, auf Geschwister, Rivalen, neben denen auch der Vater Platz findet. Die kindliche Liebe ist maßlos, verlangt Ausschließlichkeit, gibt sich nicht mit Anteilen zufrieden“ (Freud, 1931)¹³.

Oh Mütter! Seht Ihr das beängstigende Joch, das Euch mit Eurer Produktivität auferlegt wurde? Ihr bringt nichts hervor, was Bedürfnisse befriedigen könnte. Im Gegenteil! Ihr vermehrt das Elend durch die unersättliche Gier Eures Nachwuchses! Und wie heißt es heute bei aufgeklärten Leuten?

„Das Kind verhält sich gattungsgeschichtlich wie ein Parasit. Es besetzt die Zuarbeit des Mutterkörpers, ohne etwas zurückzugeben. Dies ist dem Prinzip nach in der frühen symbiotischen Phase nach der Geburt so und wird lediglich in der erdrückenden (!!) Mehrzahl von Mutter-Kind-Beziehungen durch eine Zuproduktion der Mutter, die sich in Bewegungen und Äußerungen des Kindes wiedererkennt, in den Schein eines wechselseitigen Verhältnisses umgedeutet. Kinder sind das, was man (!) undankbar nennt“ (Negt und Kluge, 1981)¹⁴.

Welche Bedrohung wird da so stark wirksam, daß sie sich bis in den sprachlichen Gestus hinein fortsetzt und die Väter sich gar mit einer *erdrückenden* Mehrzahl von Mutter-Kind-Beziehungen konfrontiert sehen, die von den Müttern schlicht in ein gar nicht existentes Verhältnis des wechselseitigen Einvernehmens uminterpretiert werden? Wir Mütter werden immer noch belehrt, wie wir das Verhältnis zu unseren Kindern zu bestimmen haben. Wir sollen das kindliche Parasitentum begreifen lernen und im ökonomischen Kalkül befangen bleiben. Denn dann haben wir nur einen Anspruch auf Ersatz für Hergegebenes und Zuproduziertes. Wir haben aber kein Recht, diese ganze Sichtweise in Frage zu stellen. Es ist schon wieder alles *für* uns getan! Alle unsere Binnenverhältnisse sind schon vermessen, gewogen und kalkuliert. Das ist Landnahme aus Berechnung, wie Ihr da über uns räsoniert:

„Frauen entwickeln eine besonders substanzreiche Verknüpfung der die Person zusammensetzenden Kräfte; aber je ‚identischer‘ sie auf diese Weise mit sich sind, desto entfernter sind sie von ihrer weiblichen Identität, von der sie sich geradezu absolut entfernen, wenn sie in den Konformismus des maskulinen Realitätsprinzips ‚einfahren‘“¹⁵.

7. Alltagsgeschichten und Alltagsmechanismen, aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet

Der kleine Jan ist etwas älter als ein Jahr. Schon beherrscht er einige für ihn wichtige Wörter. Von zentraler Bedeutung ist ein Tätigkeitswort: Haben, das er als „Habbn“ ausspricht und meist mehrfach hintereinandersetzt. Was für ein Wort! Er sitzt auf seinem Hochstühlchen unter den Erwachsenen und macht sich die Welt verfügbar, weil er ein Zauberwort hat. Ein Blick, eine ausgestreckte Hand und ein fröhlich tschilpendes „Habbn“, und schon kommen nahe und fernere Gegenstände in seine Hand, lassen sich betasten, riechen, schmecken. Er hat Glück, daß die Erwachsenen ihren Spaß an dem Spiel haben. Er bekommt das meiste oder doch zumindest eine Erklärung dafür, wenn die Großen die brennende Kerze, das vorbeifliegende Flugzeug oder die Sonne nicht in

seine Hand geben wollen oder können. Meist wissen sie, ihn mit einem anderen Gegenstand zu trösten. Er hat Glück, daß die Erwachsenen nicht ungeduldig werden.

Ist sein Glück zufällig, weil er auf gutgelaunte Erwachsene trifft, die sein Spiel geduldig mitspielen? Und die Erwachsenen? Sind sie geduldig, weil sie sich über die kindliche Habgier (noch) amüsieren können? Ich behaupte, daß Kind und Erwachsene hier die Chance haben, eine Beziehung miteinander herzustellen, innerhalb derer das Hergeben von Gegenständen seinen Zweck im Vergnügen des anderen hat und das so erzeugte Vergnügen an den Gebenden zurückkommt.

Wenn die Erwachsenen mitmachen, geht das Zauberspiel nämlich weiter. Die Erwachsenen haben das Kind durch Hergeben vergnügt. Jetzt soll es umgekehrt sein: Jan will agieren und die Erwachsenen in den Zustand des Vergnügtseins versetzen. Er will nicht mehr bedient werden, sondern nimmt von seinen vor ihm liegenden Schätzen und reicht jedem der Anwesenden etwas, begleitet von einem aufgeregten „Habbnn“. Er schaut dabei gespannt in das Gesicht dessen, dem er etwas gibt, und wartet auf Laute des Wohlbehagens wie Mm, schmeckt gut, was für ein glänzender Löffel . . . Er hat schon herausgefunden, daß das Vergnügen des Habens im Wechselspiel von Haben und Geben liegt: „Habbnn“ heißt deshalb: „Ich möchte, daß Du hast. Ich möchte sehen, wie es ist, wenn Du hast, was ich vorher hatte. Ich möchte das Vergnügen darüber spüren, das Du hast, was ich Dir gegeben habe. Ich weiß, daß ich Dich vergnügen kann, weil ich selber durch Dich so vergnügt worden bin . . .“

Das Handeln, Fühlen und Denken der Kinder akzeptiert die Widersprüche der lebendigen Bewegung. Das Kind agiert (noch) aus der Dialektik seines Innern, seines Körpers, seiner ersten Erfahrungen mit der Umwelt, die sich ihm immer in der Bewegung zwischen hell und dunkel, laut und leise, warm und kalt etc. zeigt. Die Erwachsenen haben gelernt, sich am Entweder-Oder-Schema zu orientieren:

(1) Jan versucht, sein Habbnn-Spiel in die versammelte Tisch-Gesellschaft einzuführen. Einer der Besucher läßt sich auf das Spiel – anfänglich mit Vergnügen – ein, ist aber irritiert, als er mit dem Ausdruck „Habbnn“ den Gegenstand wieder hingehalten bekommt, den das Kind doch gerade erst bekommen hat. Er weist das Kind darauf hin, daß man etwas nicht noch mehr haben kann, wenn man es schon hat. Und sein Gesicht drückt aus: Nun geh schon und sei endlich ruhig! Jan sieht den bemühten Ausdruck im Gesicht des Erwachsenen, findet das eine Weile interessant, läßt dann von dem Spiel ab und will weg.

(2) Jan und C. spielen schon eine Weile das „Habbnn-Spiel“. Beide haben sich immer neue Varianten des Hergebens (um den Rücken herum, mit der verdeckten Hand, ganz schnell vorbeiflitzend etc.) ausgedacht. Das Kind lacht und schwitzt vor Anstrengung. C. hat ein konzentriert vergnügtes Gesicht. Sie läßt sich nicht nur zu dem Spiel nötigen, sondern spielt mit eigener Begeisterung. Die anderen sehen belustigt zu. Jan kreischt immer wieder vor Vergnügen, wenn sich der erwartete erstaunt-genießende Gesichtsausdruck bei seiner Mitspielerin einstellt. Der ganze Körper des Kindes befindet sich in aufgeregter freudiger Spannung. Seine Ausgelassenheit wirkt ansteckend auf die anderen Erwachsenen. Mit ihren Mienen sind sie am Spiel beteiligt, genießen auch die Lebensäußerungen des Kindes und lachen amüsiert mit. Sie spüren, daß sie aufrichtig miteinander sind, so als hätte sich unausgesprochen eine verlässliche emotionale Basis herausgebildet, auf der es sich gut reden läßt. . . . Etwa eine „Zuproduktion“ des Kindes?

Erwachsene müssen sich verlorengegangenes Terrain mühsam wieder erobern. Sie haben gelernt, sich am strikten Wortsinn zu orientieren, auf Eindeutigkeit aus zu sein, sich an starre Regeln zu halten, Gefühl und Verstand, Arbeit und Freizeit, Zeit für die wichtigen Angelegenheiten des Erwachsenenlebens und (begrenzte) Zeit für die Ansprüche der Kinder voneinander zu scheiden. Weil die Erwachsenen die Kinder als unfertige Wesen wahrnehmen, die sich störend in die Angelegenheiten der Erwachsenen einmischen, nehmen Kinder sich selber so wahr. Wenn die Erwachsenen den Kindern signalisieren, daß

sie eigensinnige, maßlose und undankbare Störenfriede sind, dann werden sie wirklich darauf reduziert, Beziehungen zu den Erwachsenen aufzunehmen, in denen sie deren gewünschten „Frieden“ stören.

Der Friede des Erwachsenen ergibt sich aus seiner persönlichen Ökonomie: Das Leben ist ihm zu einer dünnen Linie geworden, auf der er ohne Hindernisse voranzukommen hofft. Er muß sein Leben sparsam entfalten und alles eibnen, was die vorgezeichnete Linie zu überwuchern droht. Andere Menschen tragen entweder etwas zu seinem Vorwärtkommen bei, oder sie erscheinen als Fordernde, die von der knappen Zeit, dem Geld oder der Zuwendung etwas abhaben wollen. Und Kinder wollen alles gratis. Die Erwachsenen sollen Kraft und Zeit und Geld und Gefühle unentwegt in sie hineinstopfen, obwohl nichts ungewisser ist, als daß sich die Investitionen verzinsen. „Ach“, sagte eine Frau zu ihrer Kollegin und blickte auf deren schon deutlich vorgewölbten Bauch, „Du erwartest ein Kind?! Das fehlte mir gerade noch. Für den bevölkerungspolitischen Aspekt fühle ich mich nicht auch noch zuständig. Das sollen andere erledigen.“

Mütter, die sich durch die Bedürfnisse der Kinder für ihre eigenen Bedürfnisse haben sensibilisieren lassen, geraten selber in Widerspruch zu der Welt der Erwachsenen. Sie sehen staunend, daß viele Erwachsene Kinder nahezu ausschließlich als Belastung, als Angriff auf die Freizügigkeit der Erwachsenen, als Anspruch auf ihren Besitz wahrnehmen. Die fortschrittlichen Erwachsenen versuchen zwar, eine Haltung zwischen Geduld und Gewährenlassen einzunehmen – bis zu einer gewissen Grenze. Bis hierher und nicht weiter! Schließlich haben wir Erwachsenen ja wohl auch noch ein Recht auf unser eigenes Leben. Sie verschweigen: Ich fühle mich insgeheim durch ihren Blick, durch ihre Direktheit, durch ihre auffordernde Emotionalität angegriffen und aus dem Gleichgewicht gebracht. Sie verhalten sich nicht nach den mir wohlvertrauten Prinzipien. Ich will mir kein schlechtes Gewissen von ihnen machen lassen. Ich lasse sie nicht in meinen Lebenszusammenhang eindringen. Kinder sind meine Gegner. Sie wissen das und mögen mich nicht . . .

Der erwachsene Mensch ist schon ganz und gar Bestandteil der Ökonomie, von der es heißt:

„Die Selbstersagung, die Entsagung des Lebens und aller menschlichen Bedürfnisse ist ihr [der Nationalökonomie] Hauptlehrsatz. Je weniger du ißt, trinkst, Bücher kaufst, in das Theater, auf den Ball, in das Wirtshaus gehst, denkst, liebst, theoretisierst, singst, machst, fühlst, etc. umso mehr sparst du, umso größer wird dein Schatz, den weder Motten noch Staub fressen, dein Kapital. Je weniger du bist, je weniger du dein Leben äußerst, umso mehr hast du, umso größer ist dein entäußertes Leben, umso mehr speicherst du auf von deinem entfremdeten Wesen.“¹⁶

Ein Terrain ist wiederzuerobern. Aber einstweilen schreitet die Logik der Ökonomie noch voran, bringt auch die Frauen zu einer verzweifelten Selbstersagung, in der sie ihre Bedürfnisse nach Leben und Liebe nicht mehr zu behaupten wagen. Die Möglichkeiten, die in der Konfrontation mit kindlichem Leben liegen, werden von eingeschliffenen Mechanismen zerstört. Und doch! Ebenso unerwartet, wie sich Kinder immer noch Zutritt zu unserer Welt verschaffen, konfrontieren sie uns auch mit den vergessenen Möglichkeiten: die Bejahung des eigenen Daseins im anderen Menschen, Liebe nicht als Opfer und Verzicht, sondern als Gewinn und Kraft.

8. Gegen-Sätze II

„Wir brauchen mehr Mütterlichkeit.“

„Die Mutter ist unersetzlich. Ihr ist der höchste Wert anvertraut, den wir auf Erden besitzen: die menschliche Substanz . . . Die Arbeit der Mutter ist Dienst an der Gesellschaft.“

„Liebe, Güte und Zärtlichkeit, die besonderen Wesensmerkmale der Mutter, sind in die Idylle der eigenen vier Wände eingesperrt.“

„Zu einer menschlichen Gesellschaft gehört ein Tugendkatalog, der dem Wertkatalog der Familienkultur entspringt: Hüten, Verzicht, Vorsorge für kommende Generationen. Die neue Zeit kommt im Gewand der Mütterlichkeit“¹⁷.

„Geben ist seliger als Nehmen.“

Kaum habe ich mir den mühsamen Weg durch das Gestrüpp der Ideologien gebahnt, kaum habe ich zu einem Begriff von Liebe gefunden, der Befreiung verheißt, ist Mütterlichkeit und Mutterliebe schon wieder Gegenstand staatlicher Politik und Verordnung. Aber es handelt sich nur scheinbar um dieselbe Sache, und es ist nur scheinbar dieselbe Sprache. Handelt es sich im Falle einer unter Frauen stattfindenden Wertediskussion um den Versuch der Aneignung der eigenen Geschichte, die bis ins matriachale Zeitalter zurückgeht, so geht es im Falle der „Liebespolitik“ um das manipulative Herstellen eines ideologischen Produkts, um den Zustand der Kolonialisierung, in dem Frauen sich heute befinden, beizubehalten. Wie in allen anderen sozialen Bewegungen, die nach Wegen menschlicher Befreiung suchen, sehen auch wir uns einer permanenten Auskühlung unserer Bemühungen ausgesetzt.

9. Liebe und Mütterlichkeit – wieder eine Verordnung?

„Neben dem Erscheinen neuer emotionaler Begriffe ist die ‚Umdeutung‘ althergebrachter emotionaler Begriffe aufgrund neuer Gefühle das entscheidende Moment. Dieser letztendlich gesellschaftlich vorgekommene, in der ganzen Gesellschaft oder in einzelnen Schichten sich realisierende Prozeß ist natürlich das Resultat individueller ‚Neudeutungen‘“¹⁸.

Der gesellschaftliche Zustand ist besorgniserregend. Das beschäftigt auch die Männer der großen Parteien. Sie haben sich schon etwas ausgedacht, wie die alte Losung: „Geben ist seliger als Nehmen“ im neuen Gewande unter die Frauen gebracht werden kann. Zwar wehren sich die wenigen Frauen aus den eigenen Reihen und bezeichnen die Vorschläge der CDU-Politiker zum rettenden Einsatz der Mütter als „Rollback in eine Mutterkreuzideologie“¹⁹. Als Politikerinnen in der Partei der Männer können sie den Anspruch auf bessere „Herstellung“ und „Nutzung“ von Mütterlichkeit und Pflichtliebe nur schmälern, nicht abweisen und den instrumentellen Charakter dieser „Dienst-an-der-Gesellschaft-Liebe“ nicht entlarven. Der Vater soll aber auch! sagen die Politikerinnen und machen damit deutlich, daß es sich um das Verteilen einer lästigen Pflicht auf mehrere Schultern handelt. Der Modernismus der Lastenverteilungspläne zeigt aber gerade, daß die Entfremdung der Frau von ihrem spezifischen Produkt, dem Menschen, erreicht ist. Ich zitiere noch einmal aus alten Schriften, die mir Erkenntnisse über den Charakter dieser Gesellschaft vermittelten, noch bevor ich mich als Frau zu begreifen wagte, diesmal nicht ohne Übersetzungsarbeit. Im folgenden Text ist lediglich an die Stelle von „Arbeiter“ und „männlich“ „Frau“ und „weiblich“ gesetzt:

„Dieses Verhältnis (zum Akt der Produktion, H. O.) ist das Verhältnis der Frau zu ihrer eigenen Tätigkeit als einer fremden, ihr nicht angehörigen, die Tätigkeit als Leiden, die Kraft als Ohnmacht, die Produktion des Menschen als Entweiblichung, die eigene physische und geistige Energie der Frau, ihr persönliches Leben – denn was ist Leben anderes als Tätigkeit – als eine wider sie gewendete, von ihr unabhängige, ihr nicht gehörende Tätigkeit“²⁰.

Auf der Erscheinungsebene stellt sich der Widerspruch im Leben von Müttern dar als ein Hin- und Hergerissensein zwischen Familie und Öffentlichkeit, Berufsarbeit und Hausar-

beit, Karriere und Kinder, Gefühl und Intellekt. In seinem Wesen ist er jedoch ein Widerspruch zwischen den existierenden gesellschaftlichen Verhältnissen und dem Bedürfnis nach menschlichem Leben.

Wir Mütter, die wir versucht haben, unsere Selbstentfremdung aufzuheben, haben uns untereinander darüber verständigt, daß wir aus unseren Müttererfahrungen viel von den Möglichkeiten von Lieben und Geliebtwerden, Geben und Bekommen, Kraftentfaltung und (dadurch) Regenerieren, Fähigkeiten anwenden und (dadurch) neue und bessere entwickeln, ahnen. Wir haben eine vage Vorstellung davon, wie die Einheit eines tätig gelebten Lebens aussehen könnte, in dem das Zerrissene eine Einheit bilden könnte. Wir haben es auch gelernt, den Wert unserer Erfahrungen zu akzeptieren.

Aber müssen wir unser Wissen nicht als eine gebrochene, kaum kommunizierbare Glückserfahrung geheimhalten? Damit es nicht öffentlich wird, an welchen Stellen unsere Sensibilität und unsere Sehnsüchte für die großen gesellschaftlichen Zwecke, für umfassende Manipulationen ausbeutbar sind? Damit uns nicht ein neiderzeugter Haß trifft: Was bildet Ihr Euch ein? Ihr könnt mit Euren läppischen Kinderstubenerfahrungen uns doch nichts vormachen!

Und wir, die intellektuellen Mütter, die wir hier unsere Erfahrungen diskutieren und aufschreiben? Können wir Kraft unseres aufgeklärten Bewußtseins schon mehr wagen? Oder müssen wir sogar mehr wagen, weil für uns schon andere Bedingungen gelten? Wir, die wir dankbar für historische Konstellationen sein können, die uns die Entfaltung einer bewußten Identität, einer wie auch immer widersprüchlichen Einheit von Erfahrungen und Begreifen, Mutterschaft und Intellektualität, erlaubte: Ist es nicht unsere Aufgabe, für die anderen und für die Nachkommenden die für sie günstige historische Konstellation zu schaffen? Oder sind wir nur dabei, unsere Privilegien zu genießen und unsere Erfolge gegenseitig zu bestaunen?

Es ist wichtig, daß wir uns selbstkritische Fragen stellen. Es ist aber auch wichtig, daß wir die Absicht klären, mit der wir diese Fragen stellen. Wenn die Absicht ist, den zerstörenden Einfluß des schlechten Gewissens zur Geltung zu bringen (mit Deiner Stellung und Deinen Privilegien kannst Du nicht mehr mitreden!) und die Konkurrenz des Systems der Ökonomie auch auf der Ebene unserer eigenen Befreiungsversuche vernichtend ins Spiel zu bringen, sollten die Fragen besser unterbleiben. Ich möchte wissen: Können wir Kraft der mit unserer sozialen Situation verknüpften Erkenntnismöglichkeiten auch unsere Erfahrungsfähigkeiten als Mütter neu entfalten oder auch erst entdecken? Und an welchen Fronten müssen wir kämpfen, um unsere eigene Menschlichkeit und Liebesfähigkeit entwickeln zu können? *Können wir eine neue Form von Mütterlichkeit jenseits der Aufopferungs- und Bemächtigungsideologie hervorbringen (= matriachale Mütterlichkeit)?*

Es ist die Überzeugung, daß wir, die wir das Geschäft des Reflektierens von Erfahrungen gelernt haben, die Sprache für die Bedürfnisse der Mütter finden werden, die mich zu diesen Ausführungen verleitet hat. Ich sehe einen Weg zu einem „konkreten Enthusiasmus“²¹ der Mütter.

„Es ist dies ein Leben, das auf den Menschen des Alltags bemessen ist. Also eine Pflicht, die sich mit der Liebe trifft, nicht mit der Liebe zur Idee, sondern mit der Liebe zum Menschen und zugleich mit der Liebe zum Leben, jeder kleinen Freude und Schönheit des Lebens.“²²

Ein vom vielen Mißbrauch schon schäbig gewordener Begriff gewinnt auf dem Wege individueller Neudeutung und gesellschaftlicher Umdeutung vielleicht die Klarheit, mit denen wir den falschen Propheten auch der neuen und neuesten Politik der Mütterlichkeit entgegentreten können.

10. Genuß, Bejahung, Liebe

„. . . insofern der Mensch menschlich, also auch seine Empfindung etc. menschlich ist, ist die Bejahung des Gegenstandes durch einen anderen ebenfalls sein eigener Genuß.“²³

Die Liebe zu Kindern (wie zu Menschen überhaupt) ist etwas wesentlich anderes als der Genuß eines Gegenstandes der äußeren oder der toten Natur. Anders als in der Arbeit, wo ich die Bestätigung meiner selbst durch die Bearbeitung der äußeren Form, d.h. durch ihre Verwandlung und Umformung erhalte, liegt in der Liebe die Selbstbestätigung in der Selbstbetätigung. Kinder sind Objekte außer mir; zugleich sind sie meiner Gattung zugehörig, mit gleichen Bedürfnissen wie ich ausgestattet, wie ich lebende Wesen. Anders als die Gegenstände der äußeren Natur können sie, wenn ich sie menschlich, d.h. als Menschen genießen will, nicht beherrscht, d.h. *weder benutzt noch verbraucht werden*. Die Verbindung, die ich zu ihnen herstelle, täglich neu erschaffe, ist die Beziehung zu ihnen als zu einem gleichen Gattungswesen, ist die *Liebe*. In den Kindern habe ich kein Objekt meiner Bearbeitung und Umformung, sondern ich habe in ihnen ein Gegenüber in der Anerkennung.

Ein Kind zu genießen heißt, es zu bejahen und in dieser Bejahung die eigene Bejahung zu erfahren, also auch sich selber als menschliches Wesen zu genießen. In diesem Verhältnis verzichte ich nur scheinbar auf etwas, um einen Menschen in seiner Gegenständlichkeit zu bejahen und erfahre mich dabei als einen tätigen, liebenden und damit selbstbejahenden und schließlich liebenswerten Menschen. Geben ist deshalb nicht seliger als Nehmen, sondern in der Liebe fallen beide Momente zusammen, bilden eine Einheit, in der das Kalkül der Ökonomie nichts zu suchen hat. Das führt zu der Einsicht: „Die Kraft geht von den Kindern aus.“²⁴ Dieser Satz spricht entgegen der im System der Ökonomie verankerten Ansicht, daß das Kind die Kraft des Erwachsenen verzehre, die Wahrheit aus. In einer Gesellschaft, in der Kinder wirklich geliebt werden (können), sind sie die regenerierende Kraft der Gesellschaft und jedes einzelnen, der sich ihrer Kraft nicht verschließt.

Zum Schluß bleibt mir eine methodische Bemerkung. Ich höre die aufgebrachten Einreden der aufgeklärten Männer: Ihr reklamiert das alles wieder einmal nur für Euch, für Euch Frauen, für Euch Mütter. Und wir sollen dann weiterhin als diejenigen dastehen, die im patriarchalen Wahn befangen, diese unsere kapitalistische Ökonomie vorantreiben . . . So oder so ähnlich höre ich das immer.

Deshalb:

- a) *Daran ist vieles wahr.*
- b) *Ich nehme in der Tat eine individuelle Umdeutung vor. Aber diese Umdeutung zieht schon weitere Kreise. Ich kenne andere Frauen, insbesondere Mütter, die meine Meinung teilen. Vehement und als Protest. Ich stelle nicht in Abrede, daß Männer auch so denken und fühlen – aber nicht als als Basis einer Bewegung.*
- c) *Ich schreibe auf der Grundlage einer bestimmten Erfahrungsbasis und konfrontiere meine Gedanken mit denen von Frauen in ähnlicher Situation. Ich würde meine Gedanken und Absichten zu nichtemachen, wenn ich behaupten würde, sie seien exklusiv, nur von Frauen, nur von Müttern denkbar . . .*
- d) *Einigen Marxisten fällt im Zusammenhang mit diesen Ausführungen sicher ein, daß Marx von „Liebessabbelei“ gerdet habe und deshalb die Rede von Liebe für Marxisten höchst zweifelhaft sei. Diesen empfehle ich die Lektüre des „Zirkular gegen Kriege“²⁵.*

Anmerkungen:

- 1 Karl Marx, *Nationalökonomie und Philosophie, Über den Zusammenhang der Nationalökonomie mit Staat, Recht, Moral und bürgerlichem Leben* (1844). In: Ders., *Die Frühschriften*, herausgegeben von Siegfried Landshut, Stuttgart 1968, S. 225–316, hier S. 254.
- 2 Ebenda, S. 257.
- 3 Der Bundesminister für Bildung und Wissenschaft, „Zur Situation der Frauen in der beruflichen Bildung.“ *Länderbericht für die Bundesrepublik Deutschland zum Unesco-Kongreß vom 9. – 12. Juni 1980 in Bonn*, Bonn 1980 (BMBW Werkstattbericht 25).
- 4 Ebenda, S. 3.
- 5 Ebenda, S. 25.
- 6 Claude Meillassoux, *Die wilden Früchte der Frau. Über häusliche Produktion und kapitalistische Wirtschaft*. 2. Aufl. Frankfurt 1976, S. 162f.
- 7 Ebenda, S. 163.
- 8 Vgl. ebenda, S. 163.
- 9 Vgl. u.a. Jürgen Habermas, *Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus*. Frankfurt/M. 1973, S. 196.
- 10 Ebenda, S. 194.
- 11 J. Sulzer, *Die zwei Hauptaufgaben der Kleinkindererziehung*. In: Katharina Rutschky, *Schwarze Pädagogik, Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung*, Frankfurt – Berlin – Wien 1977, S. 173–176, hier S. 173.
- 12 L. Kellner, *Gehorsam ist Ehrfurcht vor einer höheren Intelligenz*. In: Katharina Rutschky, a.a.O., S. 172–173, hier S. 172.
- 13 Sigmund Freud, *Über weibliche Sexualität*. In: Ders., Studienausgabe, Bd. V, S. 275–292, hier S. 281, Stuttgart.
- 14 Oskar Negt und Alexander Kluge, *Geschichte und Eigensinn*, Frankfurt/M. 1981, S. 312.
- 15 Ebenda, S. 338.
- 16 Karl Marx, *Nationalökonomie und Philosophie*, a.a.O., S. 258.
- 17 Diese Zitate stammen aus den „Leitsätzen zur 19. Bundestagung der Sozialausschüsse der CDU (CDA) in Mannheim mit dem Titel „Die sanfte Macht der Familie“, verabschiedet am 23. 5. 1981.
- 18 Agnes Heller, *Theorie der Gefühle*, Hamburg 1980, S. 219.
- 19 Vgl. Der Spiegel, *Bericht über die Stellungnahme der „Frauenvereinigung der CDU“*, Nr. 31 vom 27. 7. 1981, S. 72.
- 20 Karl Marx, *Nationalökonomie und Philosophie*, a.a.O., Der Text lautet im Original: „Dieses Verhältnis ist das Verhältnis des Arbeiters zu seiner eigenen Tätigkeit als einer fremden, ihm nicht angehörenden, die Tätigkeit als Leiden, die Kraft als Ohnmacht, die Zeugung als Entmannung, die eigene physische und geistige Energie des Arbeiters, sein persönliches Leben – denn was ist Leben (anderes) als Tätigkeit – als eine wider ihn selbst gewendete, von ihm unabhängige, ihm nicht gehörende Tätigkeit.“
- 21 Vgl. Agnes Heller, a.a.O., S. 327ff.
- 22 Ebenda, S. 329.
- 23 Karl Marx, *Nationalökonomie und Philosophie*, a.a.O., S. 296.
- 24 Iris Mann, *Die Kraft geht von den Kindern aus*, Lollar 1978.
- 25 Karl Marx, *Zirkular gegen Kriege*. In: MEW, Bd. 4, S. 4–17.